

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



17. Jahrgang 1917.

Ar. 3.

Jobannis.

Novelle von **Wolfgang Kemter**, Dornbirn.

(Nachdruck verboten.)

Eine große deutsche Stadt. Dort, wo ihr Puls am stärksten schlug, in der breiten Straße, wo das regste Leben herrschte, vom ersten Milchwagen in grauer Morgenfrühe bis zur letzten Autodroschke lange nach Mitternacht, wo ein Strom von Menschen und Vehikeln aller Art unablässig hin- und herwogte, ohne nur eine Sekunde zum Stillstande zu kommen, wo der Lärm verworrener Stimmen und der tausend Räder wie dumpfe Brandung in die Wohnungen drang, stand ein hochfenstriges, zweistöckiges, altes Haus, das schon dagestanden, als unten auf der Straße das behäbige, gelassene Leben der Biedermeierzeit vorüberwandelte.

Klein, wie geduckt und verschüchtert, stand es zwischen seinen sechs- und achtföckigen Nachbarn. Ein Repräsentant lange verschwundener Zeiten. Zu repräsentieren hatte es freilich streng genommen nichts mehr, denn seine Zeit galt heute nimmer, es war nur mehr ein Überbleibsel.

So verschnörkelt und kraus seine Zierarten waren, es sah aus ihnen mehr Ruhe und Behäbigkeit, als aus den glattwandigen, gesucht einfachen, modernen Zinskasernen.

So stand das alte Haus in der neuen Zeit, die es mit ihrem ruhelosen Leben rastlos umbrandete, ganz einsam und voll sehnüchtiger Träume um die Jahre, in denen es jung gewesen war.

Seit vor Jahren seine alten Genossen zur Rechten und zur Linken niedergedrückt worden waren und es mit ihnen nicht mehr die heimliche Zwiesprache tauschen konnte, war das alte Haus noch einsamer und lebensfatter geworden. So enge es mit seinen Nachbarn Wand an Wand verbunden war, eine tiefe, unüberbrückbare Kluft trennte es von ihnen.

Im zweiten Stock dieses Hauses, in hohen, kühlen, etwas düsteren Räumen wohnte Klotilde von Pert, kurz Tante Klotilde genannt.

Eine wunderbare, verträumte Ruhe lag über den Zimmern, in denen leise und gütig Tante Klotilde herrschte, die überall den Stempel ihrer sorgenden und nimmermüden Hand trugen und in der Wüste der großen Stadt wie eine blühende Oase waren.

Stets, ob der rauhe Nord durch die Straßen stürmte und Schneeflocken oder Regenschauer an die Fensterscheiben peitschte, oder ob eine heiße Hochsommersonne über dem Steinmeer glühte, waren in Tante Klotildes Zimmern Blumen. Viele Blumen in zartbemalten, alten Vasen und Töpfen, Blumen, die sie sich mit glücklicher Hand selbst zog. Die Bilder ihrer Eltern und Großeltern hingen in breiten Goldrahmen an der Wand. Photographien von Jugendgespielinnen standen auf der altväterlichen Kommode neben zierlichen Tippen.

Tante Klotilde entstammte einem alten, seit Generationen in der Stadt ansässigen Großkaufmannshause, das heute noch, freilich in etwas veränderter Form, bestand und das ihre beiden Brüder, sowie der Mann ihrer Schwester leiteten.

Klotilde war fünfundvierzig und das jüngste der Geschwister. Trotzdem oder vielleicht auch deshalb war es gerade sie, die noch ganz in der Zeit ihrer Jugend lebte, in der behäbigen Bürgerzeit, während Brüder und Schwester der neuen Zeit lange schon ihren Tribut bezahlten.

Erstere waren moderne Kaufherren, letztere eine moderne Großkaufmannsfrau geworden. Nur Klotilde fand sich in der neuen Zeit nicht zurecht. Solange die Eltern lebten, hatte sie keine Sekunde den Wunsch gehabt, das Vaterhaus mit einem eigenen Heim zu vertauschen. Sie war glücklich und zufrieden in den geliebten Räumen. Als Vater und Mutter rasch nacheinander starben, da war ihr ganzes Sein mit der von ihr unbemerkt weit in den Hintergrund getretenen Zeit so fest verwachsen, daß sie, vielleicht auch wenn sie es wollte, keinen Weg in die Gegenwart gefunden hätte. Aber sie suchte ihn gar nicht.

Als die Trauerzeit um die Eltern zu Ende war, behielt sie ihre dunklen Kleider an, denn wieder war ihr etwas Liebes gestorben. Das alte Vaterhaus wurde von den Brüdern niedergedrückt und ein riesiger Neubau erhob sich an dessen Stelle, den Tante Klotilde nie, ohne daß leiser Groll in ihr aufstieg, sehen konnte. Die Brüder und der Schwager gründeten ein großes, modernes Warenhaus und Klotilde war es, als ob die alte, hochgeachtete Firma erloschen sei.

Rings in dem Stadtteile sanken die alten Häuser, eines um das andere. Nur das eine, in der breiten, belebtesten Straße, das einem alten, auf seinem Gute lebenden Baron gehörte, blieb stehen und in dieses zog Tante Klotilde mit all den Möbeln ihrer Eltern und all den Erinnerungen an sie. Ihren Geschwistern zürnte sie nicht, daß sie alles so geändert hatten, aber sie war ihnen innerlich fremd geworden. Wie das alte Haus, in dem sie wohnte, mit seinen Nachbarn, trotzdem es mit ihnen eng verbunden war, nichts gemein hatte, verstand sie ihre Geschwister nicht und hatte sich von ihnen weit getrennt. Nicht die Jahre machten es, sondern die Anschauung und Auffassung des Lebens, die sie von ihren Eltern geerbt und treu bewahrt hatte.

So gingen Monate, ja Jahre, ohne daß sie die sah, die ihr am nächsten standen. Nur ihre Nichten und Neffen kamen dann und wann, brachten von den Eltern gleichgültige Grüße und verbanden damit immer ein kleines Anliegen, das besonders die Neffen hatten, wenn ihr Monatswechsel allzufrüh vorausgab war.

Eines Nachmittags stieg der Assessor Klaus von Pert, ein leichtlebiger, flotter, junger Mann, langsam die Treppen des alten Hauses empor.

Er besaß drei Erbtanten und gestand aufrichtig, daß dies eine gottvolle Einrichtung sei. Ganz regelmäßig kam jeden Monat eine andere an die Reihe, die ihm aus augenblicklicher Klemme helfen mußte. Alle Vierteljahre kam er daher zu Tante Klotilde.

Heute traf er Besuch bei ihr. Tante Klotildes Freundin und Schulkameradin Fräulein Eine Merk, die von einer kleinen Familienrente lebte. Die beiden Damen verband eine mehr als dreißigjährige Freundschaft und mehrmals in der Woche kam Eine Merk zu Klotilde von Pert, und dann plauderten die beiden beim alten, guten Kaffee von ihrer Zeit und den Jugendgenossen, von denen viele schon heimgegangen waren, und weihen ihnen freundliche Worte der Erinnerung.

Noch jemand war da. Ein mittelgroßer, älterer Herr mit grauem Haar. Klaus vermutete recht, daß es ein Bruder von Fräulein Eine sein mußte, denn Tante stellte ihn als Johann Merk vor, der lange Jahre in England gelebt habe und nun hier in der Stadt ein Konfektionsgeschäft zu errichten beabsichtige. Sie berichtete weiter, daß Herr Merk bereits in dem gegenüberliegenden großen Geschäftshause die entsprechenden Räumlichkeiten gemietet habe.

Den Assessor interessierte das wenig, als höflicher Mann aber richtete er verschiedene Fragen an Johann Merk, die dieser ebenso höflich, aber auch nur oberflächlich beantwortete.

Klaus von Pert empfahl sich bald, nicht ohne vorher, da Tante ihn hinausbegleitete, den Zweck seines Besuches erreicht zu haben.

Johann Merk eröffnete sein Geschäft. Oft, wenn die Tagesarbeit getan, der letzte Rolladen herabgelassen war und er als letzter sein Geschäft verließ, ging er quer über die Straße und stieg in den zweiten Stock des alten Hauses, wo seine Schwester bei ihrer Freundin auf ihn wartete.

Bevor Klotilde die Geschwister entließ, mußten sie den Tee bei ihr nehmen und beim Summen des Kupferkessels in der trauten Wohnstube empfand Johann Merk, der früh schon aus dem Elternhause in die Fremde gezogen war, zum ersten Male den Reiz und den Zauber eines deutschen Heims. Zum ersten Male kamen ihm Gedanken über seine Einsamkeit, und sie brachten eine leise Reue, daß er nicht früher Zeit genommen, sich ein solches Heim zu gründen.

Diesen Gedanken war er rettungslos verfallen, so oft er bei Klotilde von Pert zu Gaste war, und hing ihnen nach, während diese geräuschlos ab- und zuging und den Teetisch bereitete. Dazwischen frug sie nach dem Gange des Geschäftes und bewies durch ihre klaren und klugen Fragen, daß altes Kaufmannsblut in ihren Adern rollte.

Diese Abende im Frieden der alten Wohnung wurden Johann Merk zur Wohlthat und allmählich fast zur Lebensbedingung; um keinen Preis hätte er sie mehr missen mögen. Nach den rastloser Arbeit im Geschäfte gewidmeten Stunden empfand er die Stille und die Ruhe bei Klotilde von Pert doppelt angenehm und war ihr für sie dankbar.

Auch Klotilde freute sich auf diese Abende und sah mehrmals unruhig nach der Uhr, wenn Johann Merk sich verspätete. Etwas Fremdes war in ihr, vor dem sie unbewußt errötete. Es schien ihr wie ein Wunder und sie schwankte ungläubig hin und her. Einerseits war sie zu verständlich, um das Gefühl in ihr falsch zu deuten, andererseits war sie zu überrascht, daß es doch noch in ihr Leben trat. Während dieses Schwankens versuchte sie natürlich keinen Widerstand, bis ein solcher nicht mehr möglich war.

Allmählich waren Johann Merks Sorgen ihre Sorgen geworden, sie freute sich, wenn er Gutes, und ängstigte

sich und war betrübt, wenn er weniger Gutes oder von geschäftlichem Ärger berichtete, der auch ihm nicht erspart blieb.

An Feiertagen, wenn gut Wetter war, machten die drei gerne einen kleinen Ausflug vor die Stadt. Bei schlechtem aber saßen sie in Klotildens gemüthlicher Stube bei einem Spielchen, wie es die Eltern getan.

An einem Sonntage störte Elise von Pert, des Assessors Schwester, diese Idylle. Sie kam hin und wieder, gewöhnlich an Werttagen, und hatte Johann Merk noch nie getroffen. Um so überraschter war sie heute, denn Elise hatte ein scharfes Auge und eine scharfe Beobachtungsgabe. Nicht die kleinste Veränderung entging ihr und immer wieder ruhte ihr erstaunter Blick auf ihrer Tante. Wie wenn das Rotgold der Abendsonne auf einer Landschaft liegt, so war in Tantes Zügen nicht allein die gewohnte, wunschlose Zufriedenheit, da war der Abglanz eines warmen, inneren Glückes und in den Augen glomm das Licht einer fernem, zagen Hoffnung.

Während Johann Merk und Klotilde von Pert einander immer näher kamen und beide, deren Frühling und Sommer still und einsam gewesen war, von einem schönen Herbst träumten, der zwar keine Frucht, aber doch noch eine späte und deshalb nicht minder köstliche Blume treiben sollte, wirkte Elise von Pert's Nachricht, daß sich zwischen Tante Klotilde und Eine Merks Bruder etwas spinne, wie eine Bombe bei den Verwandten.

Ungläubig, obwohl man sonst Elisens Scharfblick wohl trauen konnte, schüttelten die Brüder und die Schwester ihr Haupt. Mit der Möglichkeit, daß Klotildens Vermögen einstens nicht auf sie oder ihre Kinder übergehen würde, hatten sie nie gerechnet. Und nun, da dieser Verlust, in letzter Stunde fast, zu befürchten war, hielten sie Rat, wie das verhindert werden könnte.

Vorerst sollte auch Klaus von Pert bei Tante Klotilde jondieren. Er, der vor Monaten Johann Merk nicht weiter beachtet und ihn längst vergessen hatte, sprach einmal gegen Abend bei seiner Tante vor. Er wurde zum Tee geladen und nahm an. Ihm konnte Tantes Unruhe nicht entgehen, ebenso wenig, daß sie wie ein junges Mädchen errötete, als die Klingel ertönte und gleich darauf Johann Merk das Zimmer betrat. Es war ihm ein leichtes, sich zu überzeugen, daß seine Schwester recht gesehen hatte.

Von diesem Tage an begann der Kampf der reichen und mächtigen Familie Pert gegen Johann Merk. Die Pert's kämpften aber nicht mit offenem Visier und so ahnte Johann Merk lange nicht, wer seine Feinde waren. Daß er solche hatte, bekam er bald zu spüren. Kredite wurden ihm plötzlich entzogen und ganz in seiner Nähe eröffnete einer seiner Kommis ein Konkurrenzgeschäft, das seine bedeutend niederen Preise mit fast markt-schreierischer Reklame anpries.

Johann Merk mußte mit seinen Preisen, ob er wollte oder nicht, auch herunter, obwohl er sich als guter Rechner sagen konnte, daß er mit ihnen sein Auskommen nicht finden werde. Da er aber nicht ahnen konnte, was sein Konkurrent für Hintermänner hatte, glaubte er zuversichtlich, es solange wie derselbe aushalten zu können.

Seine Schwester war für längere Zeit zu Verwandten auf Besuch gereist. Er aber besuchte nach wie vor Klotilde von Pert. Nach den Aufregungen, die ihm jeder Tag nun reichlich brachte, fühlte er sich in den heimlichen Zimmern des alten Hauses wie geborgen und er atmete tief und erleichtert auf, wenn er in den Frieden dieses kleinen, weltfernen Reiches kam.

Von den Schwierigkeiten, die sich ihm so überraschend und bedrohlich in den Weg türmten, sprach er nie, freilich auch jene Frage, die er schon längst an seine Freundin hatte richten wollen und auf die diese wohl jeden Tag wartete, blieb, bevor sich die Verhältnisse nicht klärten, ungesprochen.

Vier Monate dauerte der erbitterte Kampf der unsichtbaren, keine Schonung kennenden Feinde gegen

Johann Merk, von dem niemand außer den Beteiligten etwas ahnte.

Johann Merk, der ein weiches Gemüt als für seinen Stand nicht besonders geeignetes Erbteil von seinen Eltern bekam, spät erst selbständig geworden und auch früher nie in leitender Stellung tätig gewesen war, zeigte sich diesem Kampfe nicht gewachsen. Als er dann eines Tages von unbekannter Seite erfuhr, wer seine Feinde seien, verlor er allen Mut. Längst lag die Jugend hinter ihm und die Kraft und die Frische zu einem Kampfe gegen solche übermächtige Feinde besaß er nicht mehr, hatte sie vielleicht nie besessen.

Am einem stillen Sonntagnachmittage, während alle Geschäfte geschlossen waren und der Alltagslärm auf den Straßen ein wenig verstummte, während Klotilde von Pert ihren Freund erwartete, saß dieser in seinem kleinen, hinter den Geschäftsräumen gelegenen Schreibzimmer und rechnete. Lange schon hatte ihm vor diesem Tage gegraut und er hatte sich ängstlich vor jedem auch nur oberflächlichem Aberblick über seine Lage gehütet.

Nun, da er das Ergebnis seiner Bilanz vor sich sah, wußte er, daß es seine schlimmsten Befürchtungen weit, weit übertraf. Die Zahlenkolonnen tanzten vor seinen Augen einen tollen Reigen und höhnten und verspotteten ihn. Aber nicht allein sein bißchen Eigen war verloren, auch eine fremde, große Summe, die schrankenloses, felsenfestes Vertrauen ihm zur Verfügung stellte. Dieses Vertrauen hatte er, wenn auch nicht aus eigener Schuld, schmählich mißbraucht und der Wirbel, der ihn verschlang, riß ihn nicht allein in den Grund.

Endlich griff er zur Feder und schrieb einen langen Brief. Was er in seiner vornehmen Gesinnung nie getan hätte, mußte er heute tun, gebieterisch heischte es seine Rechtfertigung.

Es war schon dunkel, als er das Geschäft verließ. Ganz in der Nähe ließ er das Schreiben in einen Briefkasten gleiten und warf noch einen Blick auf das alte Haus gegenüber. Am erleuchteten Fenster des zweiten

Stokes sah er einen Schatten und nun bog er rasch und schon in eine Seitenstraße ein.

Am nächsten Morgen hatte Klotilde von Pert gerade mit tiefster Erschütterung Johann Merks Brief gelesen, als Klaus und Elise erschienen und ihr mitteilten, Eine Merks Bruder hätte sich gestern Abend im Stadtpark erschossen.

„Ich ahnte es,“ und in ihrer Stimme bebte eine leidenschaftliche Erregung und Erbitterung, „aber ich habe auch heute erfahren, wer ihn, den guten, ruhigen Mann, der keinem Menschen etwas zu leide tat, in den Tod geheßt; die Menschen, die meinen Namen, den makellosen Namen meiner Eltern tragen, haben Schuld an seinem Tode. Arglos bin ich durch mein Leben gegangen, nicht ahnend, daß es solche Niedertracht geben könne. Die Augen wurden mir geöffnet und ich kenne die Beweggründe eures Handelns und erschauere davor. In meinen Augen hat euch die Habgier für euer ganzes Leben gezeichnet. Geht“, rief sie und ein Schluchzen fiel sie an, „geht oder wollt ihr euch an meinem Schmerze weiden, an dem Schmerze um ihn, der turmhoch über euch gestanden. Noch eines könnt ihr eurem Vater und den Onkeln mitteilen,“ für einen Augenblick hielt Klotilde wie erschöpft inne, dann war ihre Stimme voll Hohn und Spott, „sagt ihnen, so gute Kaufleute sie wären, in dieser Rechnung hätten sie einen furchtbaren Fehler gemacht. Mein ganzes Vermögen habe ich Johann Merk anvertraut. Mit ihm habt ihr auch dieses vernichtet. Das sind bittere, aber gerechte Folgen, wenn die Menschen Schicksal spielen wollen.“

Wie Peitschenhiebe fielen ihre Worte. Nun wies sie nach der Türe und Klaus und Elise, die tief erblaßt waren, verließen ohne ein weiteres Wort die Wohnung.

Und am nächsten Tage ging die Nachricht durch die Stadt, fräulein Klotilde von Pert sei eines plötzlichen Todes gestorben.

Die scheinbar so köstliche Blüte, die Johannes an ihrem Lebensbaume trieb, war ihr zur giftigen Blume geworden.

Geschmacksfragen der Kriegsfürsorge.

Die Ästhetik des Nagelns.

Von C. Zetsche.

(Nachdruck verboten.)

Von einer vollendeten, einheitlichen Kultur, wie wir sie erstreben, kann erst dann die Rede sein, wenn alle Vorgänge und Äußerungen des öffentlichen und Privatlebens vom gleichen Geiste durchdrungen und beherrscht werden, wenn wir Geschmack und Schönheit im weitesten Sinne — nicht nur bei allen Bauten und ihren Einrichtungen — einschließlich der ausgeprochensten Aufbauten — greifbar verwirklicht, sondern auch bei allen sonstigen Veranstaltungen als wesentliches Leitmotiv beachtet sehen wollen. Denkt man so, dann muß der leidige Trost: „der Zweck heiligt die Mittel“, der über sovieler kulturelle Unstimmigkeiten, ganz besonders auf dem Gebiete der Wohltätigkeitsveranstaltungen hinwegtäuschen soll, haltloser erscheinen. Nun ist aber gerade auf diesem Gebiete trotz des aufrüttelnden Ernstes unserer Zeit von einer Besserung gegen früher kaum etwas zu spüren. Während man sonst mit bewundernswertem Erfolge schon jetzt, mitten im Kriege, für die Fortführung und Stärkung unserer Kulturarbeiten nach dem Kriege arbeitet, hat man für die dringende Tagesaufgabe, bei den jetzigen Maßnahmen gleichfalls die kulturellen Anforderungen zu berücksichtigen, anscheinend in weiten Kreisen kein Verständnis.

Es handelt sich dabei keineswegs blos um ein rein äußerliches „Drum und Dran“, über das man schon um des guten Zweckes willen leicht und unbeschadet hinweg-

sehen könnte. Es handelt sich auch nicht um einzelne Geschmacksauffassungen, über die bekanntlich nicht zu streiten ist, sondern um den guten Geschmack, um den Begriff des Schicklichen und Schönen im Ganzen, gegen den man sich nicht ungestraft vergehen kann, weil jeder Verstoß immer weiter führt auf der abschüssigen Bahn. Daß das aber nicht nur eine kulturelle Verpflichtung gegen die Gesamtheit ist, sondern zugleich im eigensten praktischen Interesse läge und sich sehr bald auch „klingend“ lohnen würde, sollten sich die geschäftstüchtigen Berater vieler großer Wohltätigkeitsveranstaltungen schon längst selbst gesagt haben. Oder meinen sie, sich über den tiefen und höchst berechtigten Unwillen, den die fortgesetzte Zusendung geschmackloser Ansichtspostkarten in weiten, sonst sehr zum Geben bereiten Kreisen hervorgerufen hat, und über den dadurch unzweifelhaft verursachten Ausfall an Einnahmen ebenso glatt hinwegsehen zu können, wie die Verfertiger und Verkäufer der unzähligen Nichtigkeiten, wie Mäusenbecher, Briefbeschwerer, Statböcke und „Schmuck-sachen“ mit dem Eisernen Kreuz, die jeder denkende Mensch als eine Verunglimpfung dieses höchsten und ernstesten Ehrenzeichens empfinden müßte. Man müßte ernstlich darauf bedacht sein, daß die verschiedenartigen Wohltätigkeitsveranstaltungen nicht immer von Neuem allerlei Geschmackslosigkeiten Tür und Tor öffnen mit der Entschuldigung: es geschieht ja zum guten Zweck, für unsere

Helden draußen, für die Verwundeten und für die Hinterbliebenen. Jedes Ding läßt sich verschieden anfassen und ausdrücken, ein Zwang zur Geschmacklosigkeit liegt nirgends vor. Und das gilt ganz gewiß auch von jeder Wohltätigkeitsveranstaltung. Wie bei der Postkartenversendung würde auch bei manchem anderen Werbemittel eine gehaltvollere, eine geschmackvollere Form der Werbung nur von Nutzen für die Sache sein, würde ihm mehr und willigere Aufnahme sichern und nicht selten noch dazu eine viel einträglichere Ausgestaltung des Unternehmens ermöglichen, weil sie unverhältnismäßigen Kostenaufwand vermeiden läßt.

Diese Geschmacksfragen lassen sich besonders klar an der weitverbreiteten Bewegung zur Benagelung von Kriegswahrzeichen erörtern. In Wien ist man, ange-regt durch das alte Wahrzeichen, den „Stock im Eisen“, in den jeder abwandernde Schlossergeselle einen Nagel einschlug, bald nach Kriegsbeginn auf den Gedanken gekommen, durch die Benagelung von Wahrzeichen Mittel für Kriegsfürsorgezwecke zusammenzubringen. Der Gedanke an sich war in Deutschland nicht neu; so wurden in einzelnen Gegenden, z. B. im Sächsischen Vogtlande, schon lange vorher durch das Benageln der Wirtschaftsstammtische Mittel für die Reichswaisenhäuser aufgebracht. Die neue Wiener Anregung wurde nun überall mit großer Begeisterung aufgenommen, und die Vereinigung „Nationalgabe, Nagelung von Wahrzeichen zu Gunsten der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen“ machte es sich zur Aufgabe, „in allen Gauen Deutschlands“ solche zu benagelnde Wahrzeichen aufzustellen.

Die rasche Verwirklichung des Gedankens zeitigte leider sehr bald bedenkliche Zeichen von Übereifer und Begriffsverwirrung. Im Schwunge der Begeisterung glaubte man hierbei etwas ganz Besonderes, für alle Zeiten Eindrucksvolles schaffen zu müssen, für das einfache, dem Zweck in natürlichster Weise entsprechende Wahrzeichen nicht genügt. Volkstümliche Denkmäler sollten entstehen nach Art der Rolande, die man ja in den letzten Jahrzehnten mehrfach, z. B. beim Hamburger Bismarckdenkmal, als vorbildlich für die monumentale Stilisierung des figürlichen Denkmals hatte bezeichnen hören. Berlin ging voran und gleich bis zur äußersten Grenze: in Riesengröße wurde nicht eine stilisierte Sinnbildfigur, sondern die porträtgetreue Figur Hindenburgs zum Benageln aufgestellt. Die Geschmacklosigkeit aber, die Gestalt eines vom ganzen Volke gefeierten Heldenführers zum Gegenstand der „Benagelung“ zu machen, kann durch keinerlei Hinweis auf den wohltätigen Zweck entschuldigt werden.

Dieses Gefühl hat sich bald bei allen Einsichtigen durchgesetzt, und so hat dieser ärgste, an erster Stelle begangene und leider nicht wieder gut zu machende Mißgriff wenigstens das Gute gehabt, lebhaftesten Widerspruch gegen den Ungeschmack auszulösen, die sich auf diesem Gebiete sofort geltend machten. Auch die Kgl. Akademie der Künste in Berlin hat ja, leider sehr spät, eine Warnung gegen derartigen Unfug veröffentlicht. Inzwischen hatte aber nicht nur das Vorbild der „Hindenburg-Nagelung“ auch an anderen Orten zu ähnlichen Geschmacklosigkeiten angeregt, sondern es waren geradezu Verkleinerungen der Berliner Hindenburgfigur in beliebigem Maßstabe — je nach Bedarf und Mitteln — ausgeben und in einigen Fällen auch angenommen worden! Und ebenso stark wie die künstlerischen, sind die wirtschaftlichen Grenzen überschritten worden, die einem solchen Vorhaben vernünftigerweise von vornherein gezogen werden mußten. Ist es doch in keiner Weise zu rechtfertigen, wenn von den durch kleinste Einzelbeiträge aufzubringenden Summen erst mehrere Tausend oder gar Zehntausende von Mark für das zu benagelnde Wahrzeichen ausgegeben werden. Die Berliner Hindenburgfigur soll 85 000 Mk. gekostet haben, sodaß der Aufwand in gar keinem Verhältnis mehr zum Endergebnisse steht.

Die Bemühungen kunstverständiger Kreise, dem unbedachten Vorgehen unerfahrener und schlecht beratener Körperschaften vorzubeugen und die wohlgemeinten Bestrebungen in die rechten Bahnen zu leiten, sind bisher leider nicht stark genug gewesen, um eine durchgreifende Klärung herbeizuführen. Aber mag auch inzwischen weiter manches geschehen sein, was besser unterblieben wäre, noch ist es nicht zu spät, immer von neuem weiteste Kreise darauf hinzuweisen, denn zum mindesten ist zu hoffen, daß die Erkenntnis bereits begangener Fehler zur Vermeidung neuer Mißgriffe beiträgt. So sei hier auf zwei Veröffentlichungen aufmerksam gemacht, die Vorbilder für die würdige Durchführung der von der Vereinigung „Nationalgabe“ gestellten Aufgabe geben sollen.

Der „Deutsche Werkbund“ hatte zu dem Zwecke einen Wettbewerb unter seinen Mitgliedern ausgeschrieben, um das Ergebnis der „Nationalgabe“ kostenlos zur Verfügung zu stellen. Er hat eine Auswahl der eingegangenen Entwürfe selbst veröffentlicht, weil, wie es im Vorworte heißt, die „Nationalgabe“ dem uneigennütigen Anerbieten des Werkbundes ein sehr mangelhaftes Verständnis entgegengebracht und aus dem Wettbewerbe nur wenige Entwürfe in ihre Werbeschriften übernommen hatte, zusammen mit zahlreichen Zeichnungen, die sie sich selbst beschafft hatte, und die „genau das darstellen, was der Werkbund zu bekämpfen beabsichtigt hatte.“

Die Veröffentlichung des Werkbundes „Kriegswahrzeichen zum Benageln, 69 Entwürfe aus einem Preiswettbewerb des Deutschen Werkbundes,“ läßt aber leider erhebliche Zweifel darüber, was der Werkbund bekämpfen wollte. Vorangestellt sind zwei Entwürfe zu Rolandartigen, freistehenden Denkmälern mit vielen Meter hohen Niesenfiguren; dann folgen in buntem Wechsel Vorschläge verschiedenster Art, die eine Fülle von Möglichkeiten zeigen, vielfach aber auch nur andeuten. Unstreitig sind eine ganze Reihe reife und wertvolle Arbeiten darunter, die in Form und Gedanken muster-gültige Vorbilder für einfache Wahrzeichen geben, wie sie wirklich gebraucht werden, Pfosten, Standkreuze, Gedensäulen, Schilder, Wappen- und Schrifttafeln und auch recht gute Türen. Aber gar vieles entspricht weder inhaltlich, noch in Maßstab, Form und Ausführungsmöglichkeit den künstlerischen Anforderungen, die durchzusetzen sich der Werkbund seit seiner Gründung zur Aufgabe gemacht hat. So gibt das Gesamtbild der Veröffentlichung leider nicht die klare Vorstellung von dem erstrebten Ziele, wie es kürzlich die Werkbundveröffentlichung von vorbildlichem Hausgerät und Geschirr für Ostpreußen bot.

Aus der gleichen Veranlassung hat der „Bayerische Landesverein für Heimatschutz“ auf Anregung des bayerischen Staatsministeriums des Innern Entwürfe Münchener Künstler zur Nagelung von Kriegswahrzeichen mit Begleitworten zusammengefaßt. Das Heft „Die Nagelung von Kriegswahrzeichen“ ist im bayerischen Landesaus-schutz für die im Kriege Gefallenen den bayerischen Behörden zur möglichsten Verbreitung in den Gemeinden übermittelt worden. Die mit sehr nützlichen und sachlichen Erläuterungen von Seiten der Künstler versehenen Sammlung hält sich durchweg in den Grenzen des Zweckentsprechenden und leicht Erreichbaren. Die Entwürfe sind künstlerisch und technisch durchaus einwandfrei und dem einfachen Volksempfinden, in der überwiegenden Mehrzahl auch dem Können einfacher Handwerker auf das Glückliche angepaßt, sodaß von der Ausführung wirklich volkstümlicher Gebilde im Sinne der alten Volkskunst zu erhoffen sind. Eine ganze Reihe von Vorschlägen zeigt, wie die benagelten Stücke in einfachster Form in oder an Gebäuden angebracht, wie schon vorhandene Bauteile, z. B. die Deckenstützen eines Rathaus-saales, zur Nagelung benutzt oder wie Gegenstände mit dauerndem Gebrauchszweck — wie Brunnensäulen, Treppentritten in öffentlichen Gebäuden, Weichkern-säulen, Opferstöcke usw. — dafür geschaffen werden

können. Figürliche Elemente sind ganz maßvoll verwendet. Ein einziger Entwurf zeigt eine an einer Wand anzubringende Holzplatte mit einem flach und ganz einfach geschnittenen „Eisernen Mann“. Sonst sind die hier und da als Sinnbilder angebrachten Figürchen — was sehr zu empfehlen ist — von der Benagelung ausgeschlossen gedacht, und auch heroldische Figuren auf Schildern usw., die genagelt werden sollen, sind rein flächlich behandelt, sodaß über ihre Wirkung kein Zweifel

bestehen kann. Besonders wichtig ist es, daß für alle die hier gemachten Vorschläge immer nur geringe Kosten für die Herstellung des zu benutzenden Wahrzeichens in Betracht kommen und daß keine Wahrzeichen vorgeführt werden, die nur mit einer für bescheidenere Verhältnisse nicht zu erwartenden Anzahl von Nägeln ausführbar gedacht werden können. Die Sammlung entspricht dadurch auch in jeder Hinsicht dem Hauptbedürfnis, Vorbilder für kleinere Städte und Landgemeinden zu schaffen.



Der Schuß!*)

Aufhorcht erstaunt das Marienbild
Am Kreuzweg von Strinz-Margreth,
Es ist wohl eigen, wenn rot der Komet
Vom Himmel zur Erde sich brüht,
Wenn Würfelklang röchelnde Seufzer ersticht,
Und ein Lachen übers versengte Land
Wie das Heulen hungrierer Wölfe weht,
Daß dann noch einer am Straßenrand
Spricht sein Gebet.

Klaus Bürger schlug das Kreuz mit der Hand:
„Maria, sei gegrüßt!“ —
Wohl selten nur den Weg ich fand
Zu dir und hab' es gebüßt!

Die Reiter unter des Kaisers Sold,
Sie schlugen die Türen mir ein,
Sie nahmen mein letztes Silber und Gold,
Keinen Albus nenn' ich mehr mein.

Die Äcker verwüftet, die Scheuer leer,
Und im Haus von Brot kein Laib,
Es windet seit Wochen in Hungerqual schwer
Sich mein armes, unschuldiges Weib. —

Zehn Gulden vergrub ich einst, flüchtend vorm Zug
Der Schweden bei Bleidenstadt,
Das gibt zwei Brote — das ist genug,
Ein Brot macht heut' wochenlang satt.

Und blühen wie einst soll wieder mein Weib,
Das jetzt so blaß wie nie,
Um ihretwillen schirm meinen Leib,
„Ave — Mutter Marie!“

Klaus Bürger rückte den Hut gerad
Und durchschritt die Haide quer,
Ihm huschte den Wald durch bis Bleidenstadt
Leuchtend ein Strahl hinterher.

Ein Tannenhäher als Weggenosß
Flog voran ihm mit warnendem Schrei,
So schlich er an dem schwedischen Troß
Und den Kaiserlichen vorbei.

Und er suchte die Stelle, und fand den Platz,
Und grub in der Erde nach,
Und hob den armseligen Guldenschatz,
Als die Nacht in die Täler brach.

Das Dunkel verschlief er im Busche dicht,
Heim schritt er im dämmernden Tag,
Und sah den zerlumpten Kroaten nicht,
Der lauernd im Graben lag.

„Was ein Bauer heute an Geld noch hat,
Das trägt er am Leibe mit,
Wer weiß, ob wir Söldner morgen noch satt,
Und so nah steht das Wild: Drei Schritt!“

Und langsam hob sich das schwere Pistol,
Bis das Korn auf Klaus Bürger fiel,
Es piff wie ein Schwert die Kugel wohl,
Doch fand sie nie ihr Ziel.

Wie Donner dröhnte der Knall hinterdrein,
Weiß ward Klaus Bürgers Gesicht,
Wohl sah er um sich den blendenden Schein,
Aber Pulverdampf war es nicht!

Ein Sprung, und er schob sich durch das Gebüch,
Und schlich mit gebeugtem Knie,
Mit geducktem Haupte den Weg zurück
Bis zum Steinbild der Jungfrau Marie.

Und als er vor der Geheiligten stand,
Den Atem hielt er an,
Nicht war es Furcht, was ihn gebannt,
Was ihn wie ein Schauer durchtrann.

Und als er vor der Geheiligten stand,
Ihm sprang aus dem Munde ein Schrei:
Da lag in der Muttergottes Hand
Ein blankes Pistolenblei.

Wie auch vom Froste klrirt die Luft,
Wie auch der Herbststurm weht,
Die Madonna umwallt stets Rosenduft
Am Kreuzweg von Strinz-Margreth.

Ein warmer Glanz geht von ihr aus,
Wie das Leuchten vom Hochaltar,
Und immer beut ihr den blühenden Strauß
Dasselbe Menschenpaar.

Den gleichen Ring um die Finger gepreßt
Tragen die seltsamen Zwei,
Der schließt an den Himmel wie Ketten sie fest,
Und ist doch nur von Blei.

Bans Lind, Wiesbaden.

*) Wir entnehmen das poetisch feine Gedicht mit Erlaubnis des Verfassers, seiner Hesses-Nassauischen Lieder- und Balladen-Sammlung, erschienen in Darmstadt im Falken-Verlag unter dem Titel „Der Monstanzbaum“. Unsere Leser werden sich vielleicht erinnern, daß wir das Buch bereits vor Weihnachten gleich nach seinem Erscheinen, im Feuilleton besprachen und empfahlen.



Rache!

Weltkriegs-Skizze aus Mesopotamien von **Jobanna Weiskirch**.

(Nachdruck verboten.)

Ueber die mesopotamischen Lande wehte von der Syrischen Wüste herüber die sengende Blut des Hochsommers, als die Furie des Weltkrieges ihre lodernde Fackel hineinschleuderte. In das von den heiligen Wassern des Euphrat und Tigris umgrenzte

Irak-Gebiet wälzte sich der verheerende Brand. Das fetwa des Scheich ul-Islam rief die kriegerischen Stämme der Beduinen unter die Fahne des Propheten und unter die mit dem Halbmond und dem Stern. Todesmutiger Begeisterung voll und unverrückbar an das Kismet ihres

Sieges glaubend, waren ihrer viele dem Rufe gefolgt. Aber nicht alle. Die hatte das Werbegold englischer Sendlinge zu Britanniens Söldlingen gemacht. Aber auch von denen waren die meisten, sobald der Schlachtruf der osmanischen Glaubensbrüder an ihr Ohr gedrungen war, mit fliegenden Fahnen, Allahs und des Propheten Namen auf den Lippen zu ihnen übergegangen. Vergessen war Englands Gold; sie wollten lieber unter der osmanischen Flagge sterben, als unter der Britannias siegen. Aber Allah war mit den Waffen der Türken: er segnete sie mit glänzenden Siegen. Wer sich vom Feinde nicht zu retten vermochte wurde niedergemacht.

Dann folgten den ersten blutigen Schlachten Tage der Ruhe, in denen die Engländer neue Streitkräfte heranzogen. Auf den Wellen des Euphrat trachten hunderte von Barken die Söldlinge zur Irak-Front. Aber auch der Wüstenstämme, die sich unter die türkischen Fahnen stellten, wurden mehr und mehr. Nur einer der größten, mächtigsten tat es zur Verwunderung und Empörung der anderen nicht: der Stamm der unter dem weit und breit gefürchteten Häuptling Ali-Baba stehenden Nedscheffschis. Dessen Scharen kamen, die Satteltaschen mit rotem englischem Golde gefüllt, da der Morgen des neuen Kampftages rosig erwachte, von den Gestaden der Syrischen Wüste herübergeritten. Wie mit ihren Reitern, prächtigen arabischen Vollblutpferden, verwichen, saßen sie in reichverzierten Sätteln. Es waren durchweg sehnige Gestalten mit bronzefarbenen, kühn geschnittenen Gesichtern. Von den weißbeturbanteten Köpfen wehten bunte seidene Tücher, die weitfaltigen Burjuisse flatterten und aus den Leibgürteln blühten die Griffe wertvoller Dolche und Pistolen. Aber alle Stammesbrüder hinaus ragte des Häuptlings mächtige gebietende Erscheinung. Seine linke Hand hielt den Araberhengst im damaszener Zaumzeug, während die rechte an der Halfterpistole lag. Aus seinem schmalen, dunklen Antlitz blickten die Augen über der gebogenen Nase scharf und finster, wie die der Wüstengeyer. Und finster wie er blickten die rechts und links von ihm reitenden vier Unterhäuptlinge. Keiner von ihnen redete. Selbst die Muskelstärke ihrer Körper schien nahezu eingestellt zu sein, da sie dem noch unsichtbaren englischen Lager zuritten. Erst, als die weißen Zeltreihen aus dem Duft der Frühe auftauchten, ging eine jähe Veränderung mit ihnen vor, die namentlich Ali-Babas Erscheinung zu einer furchterweckenden machte. Sein tief erblaßtes, dann von dunkler Röte übergossenes Gesicht verzerrte sich in Schmerz und Wut und seine Augen sprühten Blitze tödtlichen Hasses. Mit schneller Hand riß er einen funkelnden Dolch aus der Scheide und schwang ihn, als sollte er sich in nächsten Augenblick in das Herz eines Todfeindes bohren. Wie in furchtbarer Atemnot kämpfend arbeitete des Mannes Brust, und über seine Lippen kamen grause Flüche und Verwünschungen.

„Ali-Baba,“ sagte mahnend eine Stimme neben ihm und die nervigen Finger des linksseitigreitenden Unterhäuptlings legten sich beruhigend auf die bewaffnete Hand des furchtbar erregten Mannes.

Wie aus schrecklichen Träumen erwachend, sah ihn Ali-Baba an. Dann sagte er, indem er den Dolch wieder einsteckte: „Du hast recht, Hassen, mich zu mahnen, daß ich mich beherrsche. Allah sei mit uns! Er möge uns in seiner großen Gnade verzeihen, daß wir um des Rachewerkes halber auch nur für wenige Stunden als unserer Glaubensbrüder Verräter erscheinen. Aber es muß sein, wenn ich meinen Frieden, meine Ruhe auf Erden wieder finden soll.“

„Dein Haß, Ali-Baba, ist der unsere, wie deine Rache die unsere ist. Was dir der fremde Schurke nahm, nahm er uns allen, unserem ganzen Stamm. Deine Ruhe wird auch die unsre sein, wie dein Friede der unsre ist. Allah sei mit uns, er segne dich und uns alle!“

Feierlich wie ein Schwur kamen diese Worte aus des jungen Unterhäuptlings Munde und feierlich wieder-

holten ihn die Kameraden: „Allah sei mit uns, er segne dich und uns alle!“

„Er segne euch für eure Treue!“ sagte Ali-Baba und richtete sich hoch auf im Sattel. Dann drehte er mit kurzem Schenkeldruck seinen Hengst und befahl seiner Schar zu halten. Prüfend ging sein Adlerblick über ihre Reihen. Was ihm da aus den dunklen Gesichtern entgegenleuchtete, schien ihn zu befriedigen, denn noch höher reckte er die imponierende Gestalt im Sattel. In seinen Augen erglommen wieder die Funken des wildesten Hasses. Die Blicke der Stammesbrüder schienen sich daran zu entzünden, während er, auf das Lager der Engländer deutend, sagte: „Schaut hin, dort warten unseres Landes und unsers Padiſchahs Feinde auf uns, um uns, bezahlt mit ihrem verfluchten Gold, auf die zu heßen, die unter der heiligen Fahne des Propheten kämpfen. Eh noch die Schatten der Nacht sich auf das Schlachtfeld neigen, werden wir Verrat an ihnen üben. Rächen werden wir den, der einst mein höchstes Glück und des ganzen Stammes Stolz war: meinen einzigen Sohn! Ihn, den die Verzweiflung in die Fluten des Euphrat trieb, da er verblendet von englischem Gold, unseres Stammes Ehre mit Füßen trat und mich, seinen Vater, verleugnete. Denkt meines Schmerzes, denkt eurer Flüche! Jahre hindurch habe ich nach Rache, nach Vergeltung gelehzt. Allah sei Dank, daß er sie in unsere Hände legte. Allah ist groß!“

„Allah sei Dank! Allah ist groß!“ feierlich, sich zu einem ergreifenden Gebet einend, stiegen diese Worte von den Männern des Stammes wiederholt in's Morgenrot.

Dann sprach Ali-Baba weiter: „Allah möge uns in Gnaden davor bewahren, auch nur für kurze Zeit gegen die Glaubensbrüder kämpfen zu müssen. Wenn es aber dennoch nötig werden sollte, ehe ich alles, was zur Vernichtung der Inglesi führen soll, ausgekundschafet habe, dann: Allah, Inſchallah! (In Allahs Namen). Dann will es unser Kismet so! Achtet auf mich und die Unterhäuptlinge. Unser Kampfruf wird der Name meines Sohnes sein: Hilmi! Wenn er euer Ohr trifft, so wendet euch gegen die, die glauben mit ihrem Gold uns für den fetwa-Ruf taub, uns zu Verrätern an den Osmanen gemacht zu haben. Nicht Gnade, noch Erbarmen habt mit einem einzigen von ihnen. Laßt sie tausend Tode erleiden um des Herrlichen willen, den sie in den Tod trieben, um meines Sohnes Hilmi willen, der bestimmt war als mein einziger Sohn euer Häuptling zu werden, wie wir aus dem Blut der Nedscheffs es seit alten Zeiten waren. Mit mir erlischt des Geschlechtes Letzter, nur der Name unsres Stammes wird noch davon künden. Nicht nur ich, auch ihr habt viel in meinem Sohn verloren. Darum Rache für ihn, für Hilmi!“

„Rache für Hilmi, deinen Sohn!“ wiederholte der Stamm der Nedscheffschis. Anschwellend, wie die Meerflut aus Gestade und verebbend wie sie, klang es in die Ohren und zum Herzen Ali-Babas. Ein fanatischer Triumph leuchtete aus seinen Augen und in seiner Stimme war ein Jauchzen, da er fortfuhr:

„Sie werden uns da drüben mit Jubel und fürstlichen Ehren empfangen, und wir werden ihnen danken. Danken, hahana! Die Wellen des Euphrat, die meines Sohnes Leben tranken und seine Leiche dann an's Ufer spülten, soll das Blut der englischen Hunde färben, daß sie leuchten wie die Morgenröte über uns. Und nun voran, wie die Windsbraut durch die Wüste fährt, und Allah und der Prophet seien mit uns!“

„Allah und der Prophet seien mit uns!“ erklang es im Chor. Wie auf Verabredung wendeten sich die von der purpurn flammenden Glut des Himmels umflossenen Häupter der Beduinen nach der Richtung, die ihre frommsten Wünsche und tiefsten Gedanken je und je gingen: nach Mekka, zum heiligen Grabe. Tief neigten sich die dunklen Angesichter auf die über der Brust betend gekreuzten Hände, und für einige Minuten herrschte Schweigen. Selbst das Schnauben der Roße war verstummt.

Dann kam ein kurzer Befehl aus Ali-Babas Munde und der Stamm der Nedscheffschis stob dahin wie die wilde Jagd. Die Hufe der Pferde schienen kaum den Boden zu berühren, und in den Lüften war ein Rauschen von wehenden Turbantüchern und Burnussen. So ritt der Stamm in's englische Lager ein. Und es kam, wie Ali-Baba gesagt hatte: der englische Oberbefehlshaber und seine Offiziere empfingen ihn und die Seinen mit großen Ehren, und dann wurden Ali-Baba und die Unterkünpflinge durch einen Dolmetscher von den Kampfplänen des Tages unterrichtet. Und Gold, viel Gold ließ er ihnen für den Sieg versprechen. In Ali-Babas Antlitz zuckte keine Muskel bei des Dolmetschers Worten, aber in seine Augen kam ein Funkeln, das sie Raublieraugen ähnlich machte, das sich der Oberbefehlshaber als Geizgier auslegte. Er lächelte seinen Offizieren verächtlich-zufrieden zu, als er es sah. Nachdem er den Wüstensöhnen ihre Zelte und Lager hatte anweisen lassen, begab er sich zum Beobachtungsplatz, denn die Zeichen des nahenden Kampfes meldeten sich. Aber dennoch vergingen Stunden, ehe er sich entspann. Wohl schickten die englischen Stellungen ihre Aufforderungen zur Schlacht nach dem osmanischen Lager, aber dort zeigte man noch keine Lust zu antworten. Eine unsäglich Verachtung lag in diesem Schweigen. Inzwischen hatten Ali-Babas Adleraugen erpäht, was sie ausundschaften wollten. Ein einziges kurzes Wort hatte seinen Stamm davon unterrichtet. Wie ein elektrischer Funke lief es durch ihre Reihen, fanatische Glut der Begeisterung entzündend.

Noch hatten die Strahlen der Mittagssonne die Wellen des Euphrat nicht geküßt, da tobte die Schlacht auf der Traklinie. Zum Stamm der Nedscheffschis, der unter Ali-Babas Befehl seine Kolonnen formierte, kam

der Angriffsbefehl des englischen Oberbefehlshabers. Und noch einmal ließ er ihnen Gold in Hülle und Fülle bieten, wenn — — — Von Ali-Babas Lippen scholl ein wildes Lachen hinter dem davonjagenden Ordnungsoffizier her. Und dann sah er den in geschlossenen Reihen anstürmenden Osmanen mit heiliger Freude entgegen. Da sie nahe, ganz nahe waren, kam es jauchzend von seinen Lippen: „Hilmi!“

Brausend wiederholten seine Scharen den Ruf, indem sie die Fahne des Propheten entrollten und zu den türkischen Heeren übergingen. Und nun fielen sie im Verein mit den ihnen entgegenjauchzenden Osmanen den englischen Söldnern in die Flanken. Aber dem Norden, das da anhub, gellte hundert und aberhundertmal der Schlachtruf: „Hilmi!“ Und wieder und immer wieder: „Hilmi!“ Er erschallte hinter dem entsezt fliehenden Feind her, da ihn seine Verzweiflung in die Fluten des Euphrat trieb; in Scharen, deren Blut das Wasser purpurn färbte. Und da Ali-Baba es sah, jubelte er abermals „Hilmi!“ Eine wohlgezielte Kugel seiner Waffe traf den Oberbefehlshaber mitten in's Herz und eine zweite die Brust des Adjutanten, der ihn hatte decken wollen. Und wieder schrie Ali-Baba des Sohnes Namen.

Ehe die untergehende Sonne die blutgefärbten Wasser des Euphrat noch purpurner färbte, war die Schlacht geschlagen. Siegreich flatterten die Osmanischen Fahnen über den Scharen der gefallenen Engländer. Als Ali-Baba inmitten seines Stammes zum Schlaf die Augen schloß, tat er es mit dem Namen des Sohnes auf den Lippen, aber zum erstenmal seit Hilmi's Ende tat er es, ohne um Rache zu Allah gefleht zu haben. Er hatte Ruhe und Frieden gefunden.

Kleine Wahrheiten für große Kinder.

Von Heinrich Lichtenbaum.

Aus dem Polnischen von Gutfi Alfen.

(Nachdruck verboten.)

Recht.

Ein Storch jagte in den pontinischen Sümpfen „Mit welchem Rechte verschlingst du uns?“ ent-rüsteten sich die Frösche.

„Zur Zeit nach römischem Recht,“ erwiderte würdevoll der Storch.

Wahre Liebe.

„Seid ihr nicht eifersüchtig aufeinander?“ fragte die Taube die Hühner.

„Dazu haben wir keinen Grund,“ erwiderten die Hühner, „denn der Hahn liebt eigentlich keinen von uns, sondern sich selbst.“

Carpe diem.

Ein Schwarm Eintagsfliegen tanzte im Sonnenschein. „Leichtsinniges Volk!“ rief ihnen eine Ameise ent-rüstet zu, „die schöne Arbeitszeit so zu vergeuden!“

„Unsere Lebensdauer ist zu kurz, als daß wir uns mit Sorgen um die Zukunft abgeben sollten,“ erwiderten die Libellen und tanzten weiter.

Höherstehend.

„Weshalb stolzierst du so auf deinem Misthaufen herum?“ fragte der Pfau den Hahn.

„Weil ich dort immerhin einen höheren Standpunkt einnehme,“ versetzte der Hahn selbstbewußt.

Künstlerneid.

An einem schönen Frühlingsabend sang die Nachtigall ihre süßen Weisen, während im nahen Teich die Frösche fürchterlich quakten.

„Wie laut die Frösche heute wieder sind!“ klagte ein junges Mädchen.

„Du würdest uns noch besser hören, wenn die dumme Nachtigall nicht so schreien möchte,“ sagten die Frösche aufgeblasen.

Vornehme Verwandtschaft.

„Gebt mir Honig!“ sagten die Wespen zu den Bienen, „wir sind eure Verwandten.“

„Bereitet euch selber welchen!“ versetzten die Bienen. „Dazu sind wir zu vornehm,“ erklärten die Wespen hochmütig.

„So seid willkommen!“ riefen die Bienen und bewirteten die vornehme Verwandtschaft dienstbeflissen.

Berufsgenossen.

Ein Philosoph ging in Gedanken versunken über Feld und stolperte über einen Maulwurfshaufen.

„Bitte um Entschuldigung, Herr Kollege,“ rief der Maulwurf vertraulich.

„Wieso „Herr Kollege“?“ fragte der Philosoph befremdet.

„Wir sind doch beide Gräbler,“ erwiderte der Maulwurf, selbstgefällig lächelnd.

Macht der Erziehung.

Ein Fuchs brach nächstlicherweile in einen Hühnerstall ein. Die Hühner fingen zu schreien an.

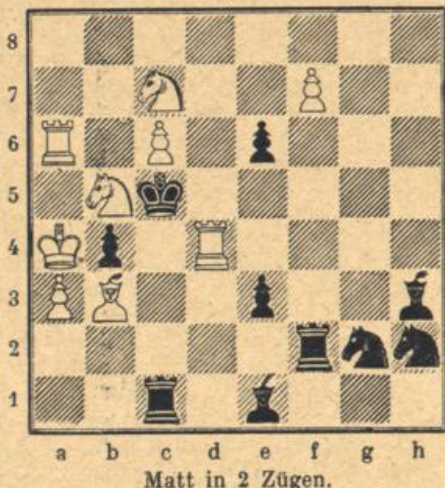
„Ihr werdet noch den Hahn aufwecken!“ flüsterte der Fuchs eindringlich.

Erschrocken verstummten die Hennen und ließen sich füglich würgen.

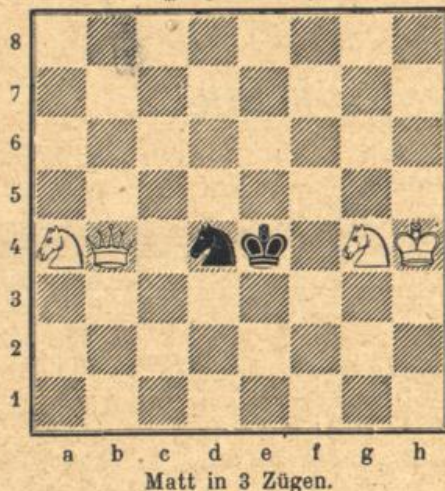
Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblattes“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Redigiert von H. Diefenbach.

3. A. Kraemer. (Original.)



4. Franz Dubbe, Rostock. („Bergstadt“ 1917.)



2. Partie. (Spanisch.)

Aus dem Simultanspiel Laskers nach Beendigung seines Kampfes mit Tarrasch, im Dezember 1916.

Der Weltmeister spielte 30 Partien, von denen er 25 gewann, 2 verlor und 3 unentschieden machte.

Weiß: E. Lasker. Schwarz: H. Erdmannsdörffer.

- | | | | |
|-------------------------|---------|--------------------------|----------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 16. Sc3—e2 | Tf8—h8 |
| 2. Sg1—f3 | Sb8—c6 | 17. Se2—g3 | f7—f6 |
| 3. Lf1—b5 | Sg8—f6 | 18. Sg3—h5† | Kg7—f7 |
| 4. 0—0 | d7—d6 | 19. Lc1—e3 | Sd7—b6 |
| 5. d2—d4 | e5—d4: | 20. Dd1—f3 | c6—c5 |
| 6. Sf3—d4: | Lc8—d7 | 21. Ta1—e1 | Th8—g8 |
| 7. Lb5—c6: | b7—c6: | 22. Le3—f2 | d5—d4! |
| 8. Sb1—c3 | Lf8—e7 | 23. Te1—e6 | Dd8—d5 |
| 9. Sd4—f5 ¹⁾ | Ld7—f5: | 24. Df3—d5: | Sb6—d5: |
| 10. e4—f5: | 0—0 | 25. f4—g5: | h6—g5: |
| 11. g2—g4 | Sf6—d7 | 26. h4—g5: | Tg8—g5: |
| 12. f2—f4 | h7—h6! | 27. Kh1—h2 ²⁾ | Ta8—b8 |
| 13. Kg1—h1 | g7—g5! | 28. b2—b3 | Le7—d6† |
| 14. h2—h4 | Kg8—g7 | 29. Lf2—g3 | Tg5—g4:! |
| 15. Tf1—g1 | d6—d5 | 30. Lg3—d6: | Tg4—h4† |

31. Kh2—g3³⁾ Th4—h5:
32. Ld6—c5: Tb8—g8†

33. Kg3—f2 Th5—f5†
Aufgegeben.

¹⁾ Dieser Zug ist nicht empfehlenswert. Weiß verschlechtert durch denselben seine Bauernstellung, ohne einen genügenden Angriff als Ersatz dafür zu bekommen. — ²⁾ Besser wäre 27. Lf2—h4. — ³⁾ Falls 31. Kh2—g2 so 31. ... h4—e3†.

Auflösungen.

1. G. Enderlein (Kf1, De8, Sd4, Lf3, Ba3, c5, g4, g5. — Kd3, Bf4. 3er). 1. De1, K×S; 2. Ke2!
 2. E. Richter (Kh5, Db1, Te4, h8, Sf8, Ba2, a4, d2. — Kd5, Dg2, Sd8, Bd6, f3, g3, h4, h6. 3er). 1. Tc4, Ke5; 2. Tf4!
- Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. B., R. St. und L. K. in Wiesbaden.

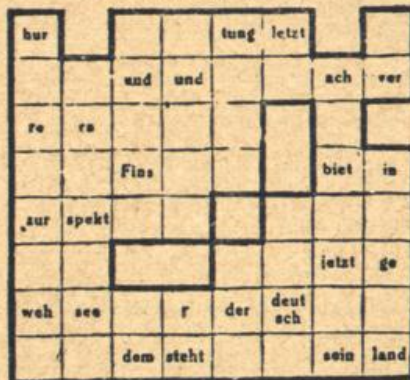
Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Aus nachstehenden 20 Silben sind 9 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen deutschen General und den feindlichen Staat, gegen den er kämpft, benennen. Die Worte bedeuten: 1. Maß, 2. Kampf der Türken, 3. Element, 4. Griechische Insel, 5. Schwimmvogel, 6. Deutsche Funkenstation, 7. Berg in Kleinasien, 8. Deutscher Fluß, 9. Neutraler Staat.
al, be, chrom, el, en, en, gen, hu, i, kre, la, me, na, nau, nor, si, ta, te, ter, we.

Rösselsprung.



Auflösungen der Rätsel in Nr. 2.

Bilderrätsel: Hütet eure Blicke, daß nichts sie berücke.
— **Silbenrätsel:** Bohne, Opal, Erhard, Lilie, Karpathen, Element, Sonnino, Heumond; Boelke's Heldenod. — **Turmzugproblem:** Abzuwenden die Gefahren, treu zu hüten unsre Ehr', und des Friedens Gut zu wahren, hältst du scharf dein Auge immer klar, gebe Gott dir voll Gelingen, schirme Gott dich immerdar. — **Kettenrätsel:** Bergmann, Mannheim, Heimweg, Wegrand, Randstein, Steinwand, Wandschmuck, Schmuckschrank, Schranktür, Türschloß, Schloßhof, Hofherr, Herrschaft, Schaftholz, Holzberg. — **Kapselrätsel:** Erz, Vierzehn.